

Alpha-Theatermänner in der Provinz

Frank Castorf und Claus Peymann inszenieren fern der Kulturzentren

BERND NOACK

In Helmut Qualtingers wunderbarem Sketch «Der Menschheit Würde ist in eure Hände gegeben» unterhalten sich zwei alternde Mimen beim Abschminken: «Wann warst du in Mährisch-Ost- rau?», fragt der eine, und der andere erzählt gleich von seinen legendären Erfolgen in Tetschen-Bodenbach, Bunzlau oder Duxburg-Skomotau.

Es ist so komisch wie tragisch, wenn sie sich ihre vergangenen Triumphe in der allertiefsten Provinz um die schon fast tauben Ohren hauen, von Theatern oder Nebenzimmern in heruntergewirtschafteten Gasthöfen schwärmen, vergleichbar dem in Utzbach, wo später auch Thomas Bernhards «Theatermacher» Bruscon sein Monumental-Fragment «Das Rad der Geschichte» aufführen will und Trost allein in der Erwartung einer Frittatensuppe findet.

Keine Berührungsängste

Zeitsprung: Zwei grosse alte Herren des Sprechtheaters unserer Tage sitzen in einem Café zusammen. «Wann bist du in Ingolstadt?», fragt Frank Castorf. «Mitte März», antwortet Claus Peymann, «und wie war es bei dir in St. Pölten?» Was sich liest wie die eher anmassende Aktualisierung des Qualtinger-Textes, ist wirklich wahr. Die beiden legendären Regisseure, deren Namen man bisher mit dem Wiener Burgtheater, der Berliner Volksbühne, dem Hamburger oder Zürcher Schauspielhaus in Verbindung brachte, waren in Nord-Bayern und Nieder-Österreich.

Kein bisschen Berührungsängste scheinen die beiden Herren zu kennen. Zwar arbeitet Castorf noch immer unermüdet an grossen Häusern, aber seine revolutionäre, berserkerhafte Zeit ist langsam vorbei. Peymann wiederum hat sich selbst gerne ins Abseits manövriert: Er war Burgtheater-Direktor (höher geht es in diesem Genre nicht mehr), übernahm nicht unbedingt durchgängig überzeugend Brechts Bühne am Schiffbauerdamm und stänkerte in den letzten Jahren dann aufbrausend aus der Hüfte gegen Gott und den Rest der Welt.

Nun also Ingolstadt und St. Pölten. Peymann kramt Eugène Ionescos «Nashörner» hervor, um in altväterlichem Stil von seiner Abscheu vor Massenhysterie und Totalitarismus zu erzählen: eine Melange aus Bernhard und Kafka, Absurdität und Melancholie gelingt ihm da ohne grosse interpretatorische Anstrengung.

Castorf macht auf Familie: Das Stück «Schwarzes Meer» nämlich stammt von



Im bayrischen Ingolstadt bringt Claus Peymann Ionescos «Nashörner» in altväterlichem Stil auf die Bühne.

ANDREAS POHLMANN

seiner früheren Lebensgefährtin Irina Kastrinidis, und sein kleiner Sohn Mikis spielt auch mit (neben der herausragenden Julia Kreuzsch). Mit wenig typischen Regie-Ein- und -Übergriffen und provozierend auf Sparflamme simmert da ein etwas chaotischer Text um verdrängte Vergangenheit und tief empfundene Heimatlosigkeit. Es geht um einen wuchtigen Papier-Berg von Fragen, nicht ohne dass Castorf auch noch selbstironisch in der eigenen Beziehungskiste kramt.

Die Ansprüche der Diven

Beides sind keine wirklichen Bühnenergebnisse, sind solides Handwerk mit altmeisterlicher Handschrift. Man sieht und weiss indes, dass Derartiges an Häusern in Hauptstädten so nie gezeigt werden würde. Die beiden kleineren Theater aber schmücken sich eifrig mit den Namen ihrer berühmten Gäste. Natürlich gehen die Bühnen ein Risiko ein. Wenn Diven in die Provinz hinabsteigen, dann wollen sie dort auch heftig hofiert werden. In St. Pölten, so hört man, sei aber zwischenmenschlich alles sehr har-

monisch abgelaufen. In Ingolstadt nutzte Peymann die Gunst des alten Ruhms und zog in der örtlichen Lokalpresse «Donaukurier» ellenlang vom Leder und schimpfte auf die Architektur des Theaters («eine Katastrophe!»).

Warum aber suchen die betagten Herren – der eine, Castorf, ist 70, der andere 84 – im Rentenalter den Weg ins flache Land? Zu beobachten ist da schon geraume Zeit, dass sie, die einst zu den Top Ten des deutschsprachigen Theaters gehörten, dem elitären Betrieb den Rücken kehren und sich ins überschaubarere Stadt- oder Staatstheater mit ganz normalen Ensembles (meist) ohne Stars und Allüren zurückziehen: Armin Petras inszenierte in Cottbus, Andreas Kriegenburg ging nach Nürnberg, wo sogar Dieter Dorn jüngst noch einmal tätig wurde, Peter Stein zog mit seinem «Faust» in den Berliner Kiez Neukölln, Neil LaBute hat schon in Konstanz und Karin Beier in Worms, Paulus Manker in Villach und Jan Bosse in Bregenz gearbeitet, und nach Tübingen begab sich jüngst Heiner Müllers Witwe Brigitte Maria Mayer, um dort das «Quartett» ihres Mannes herauszubringen.

Vielleicht finden gerade die weissen alten Männer dort mehr Ruhe, denn das Hauptstadt-Theater ist ja derzeit mit so viel anderen Dingen als hauptsächlich mit Kunst beschäftigt: mit Diversität und Mitbestimmung, Intendanten-Bashing und Machtmissbrauchsvorwürfen. Und für manche ist die Arbeit in kleineren Häusern möglicherweise das, was Fritz Kortner einmal mit «Zurück auf Anfang» meinte (Peymann hat seine Karriere in Heidelberg, Castorf seine in Senftenberg, Brandenburg und Anklam gestartet). Für andere aber mag die Diaspora auch nur die letzte Ausfahrt sein. Erfolgsverwöhnt, wie sie sind, kann das natürlich ein ziemlich schmerzhafter Weg werden.

Claus Peymann in Ingolstadt, das er schon einmal «Bayerisch Sibirien» nennt: «Ich werde auf der Strasse auch kaum angesprochen. Anderswo kommen die Leute auf mich zu, freuen und bedanken sich oder gratulieren mir zu den Inszenierungen. Das passiert hier leider fast nie. Also muss ich alles tun, um den Ingolstädtern zu beweisen, was für ein toller Typ ich bin.»

Der gefährliche Optimismus

Warum wir den Angriffskrieg Russlands nicht vorhergesehen haben, und weswegen kluges Handeln noch schwieriger wird

GEORG VIELMETTER

Dass Russland einen Angriffskrieg gegen die Ukraine führen würde, hatte bis zum Zeitpunkt des tatsächlichen Überfalls kaum jemand erwartet. Schon kurz darauf meinte der deutsche Vizekanzler Robert Habeck selbstkritisch: «Rückblickend muss man sagen, wenn man sich die Schriften von Putin aus dem letzten Sommer anschaut, wenn man die Wortbeiträge zusammenschneidet, dass der Westen, Europa, Deutschland zu naiv waren.»

Hat er recht? Waren wir naiv? Habeck aufrichtige Selbstkritik in allen Ehren. Das eigentliche Problem liegt jedoch tiefer. Es hat zu tun mit unserem psychologischen Set-up, mit der Weise, wie wir als Menschen denken und handeln.

Wider besseres Wissen

Die interessante Frage ist, wieso die grosse Mehrheit der Experten und Beobachter nicht in der Lage war, die richtigen Schlüsse zu ziehen – trotz all den vorliegenden Analysen über die Schutzlosigkeit der Ukraine. Und trotz Kennt-

nis der Putinschen Ideologie von der Wiederherstellung des grossrussischen Reiches. Man mag das naiv nennen, doch wir konnten uns bis zu jenem Tag einen Krieg in Europa nicht wirklich vorstellen. Dafür sind zwei aus der Kognitionspsychologie bekannte Mechanismen zumindest mitverantwortlich: die Normalitätsverzerrung («normalcy bias») und die Optimismusverzerrung («optimism bias»).

Der «normalcy bias» führt dazu, dass wir Gefahren unterschätzen und Warnungen keinen Glauben schenken. Dieser Verzerrung unterliegen etwa siebzehn Prozent der Menschen. Es wäre interessant zu erfahren, wie viele Menschen dem amerikanischen Präsidenten geglaubt haben, als er sehr überzeugt kundtat, Russland werde die Ukraine angreifen. Joe Biden sagte nicht «möglicherweise», nicht «unter diesen und jenen Umständen», sondern: Russland werde.

Viele haben das wohl für ein taktisches Manöver, für einen Teil des Informationskrieges gehalten. Die Normalitätsverzerrung führt dazu, dass uns ein Risiko gedanklich und emotional seltsam fern bleibt; es bleibt eine abseitige, abstrakte Störung ausserhalb der Rou-

tinen und Gewohnheiten unserer alltäglichen Lebenswelt. Wir wollen, dass die Welt weitergeht, wie wir sie kennen. Hinzu kommt hier, dass für alle Akteure in Zentraleuropa, die nicht im sehr hohen Rentenalter sind, ein Krieg ein Abstraktum ist. Das macht einen grossen Krieg noch unvorstellbarer.

Es trifft nur andere

Dazu tritt die Optimismusverzerrung. Dieser unterliegen sogar achtzig Prozent der Menschen – von denen aber die Hälfte glaubt, ihr nicht zu verfallen. (Nur zehn Prozent der Menschen gelten als verzerrungsfrei, die anderen unterliegen einer Pessimismusverzerrung.) Während die Normalitätsverzerrung dafür sorgt, dass wir oft denken, das Schlimme werde nicht eintreten, führt die Optimismusverzerrung dazu, dass wir glauben, uns werde schon nichts passieren. Diese Verzerrung ist im Alltag besonders wirkmächtig. Sehr viele Raucher meinen, selbst weniger durch Lungenkrebs gefährdet zu sein als andere Raucherinnen.

Auch in Bezug auf die Ukraine haben sehr viele geglaubt, es werde gutgehen.

Dabei hätte ein Angriffskrieg als ein mögliches Szenario angesehen werden müssen. Doch selbst ein erfahrener, reflektierter, bestens informierter Spitzenpolitiker wie der UNO-Generalsekretär António Guterres hatte Informationen zu einem Angriff selbst unmittelbar davor keinen Glauben geschenkt.

Dabei hat eine andere Annahme, die die meisten politischen Akteure gemacht haben, den Verzerrungen noch Vorschub geleistet: dass nämlich – gegeben seine Ziele – Putin ein rationaler, kühl kalkulierender Akteur sei. Und damit auch berechenbar, zumindest einschätzbar in seinem Verhalten. Aber gilt diese Rationalitätsunterstellung noch? Wir wissen es nicht. Zumindest können wir nicht ausschliessen, dass er sich zu einem fanatischen, in Wahnwelten lebenden, nur auf sich selbst hörenden Nationalisten gewandelt hat. Optimismusverzerrt ist jetzt niemand mehr. Aber Putins augenscheinlicher Wandel macht es auch ohne Verzerrungen noch schwieriger, klug zu agieren.

Georg Vielmetter ist Philosoph, Soziologe und Unternehmensberater.

Innerer und äusserer Frieden

András Schiff erfindet in Zürich den Klavierabend neu

CHRISTIAN WILDHAGEN

Es wäre ein Clou gewesen: Zwei der namhaftesten Pianisten unserer Zeit geben erstmals gemeinsam ein Konzert in der Tonhalle Zürich. Auf dem Programm hätte unter anderem Mozarts virtuose Sonate für zwei Klaviere gestanden. Doch aus dem schönen Plan wurde nichts: Jewgeni Kissin musste seine Mitwirkung an dem Duoabend mit András Schiff kurzfristig absagen. Dahinter stand, zum Glück, nicht der grassierende Argwohn gegen russische Künstler – Kissin hatte sich gleich nach Kriegsbeginn scharf von Putins Politik distanziert –, der Grund war schlicht eine Corona-Infektion.

So blieb es András Schiff überlassen, den Abend in der ausverkauften Tonhalle allein zu bestreiten – wie übrigens zuvor schon in der Elbphilharmonie. Hier wie dort spendeten die Veranstalter Kissins Honorar der Ukraine-Hilfe. Schiff wiederum machte nicht bloss das Beste aus der Situation, er wagte in Zürich sogar drei Neuerungen.

«Dona nobis pacem»

Zum einen wählte er die Werke seines Programms weitgehend spontan aus. Er fühle zunehmend Unbehagen angesichts der langfristigen Festlegungen, die bei Konzerten in der Musikwelt üblich seien. «Sie möchten auch nicht wissen, was Sie in einem Jahr zu Mittag essen», scherzte Schiff. Dies war zugleich die zweite Neuerung, denn Schiff moderierte das Konzert selbst mit frei gesprochenen Überleitungen, in denen er seine Wahl des jeweils folgenden Stücks begründete und den gebannt lauschenden Hörern analytische Hinweise mitgab.

Dass sich Schiff wirklich von persönlichen Stimmungen leiten liess, zeigte gleich die Eröffnung mit der Sarabande aus Bachs 4. Englischer Suite. «Wir leben in fürchterlichen Zeiten», erklärte Schiff; da könne und müsse die Musik ein wenig Trost spenden, und diese sei wie ein «Dona nobis pacem». Den nachdenklichen Ton behielt Schiff bis zum Ende bei, nicht ohne sich jedoch die eine oder andere selbstironische Bemerkung zu erlauben. Etwa das Bonmot, das Leben sei zu kurz, um schlechte Musik zu hören.

Also kapriziert er sich im Folgenden auf eine Auswahl von grossartigen Klavierwerken Joseph Haydns, den Schiff – wie vor ihm Alfred Brendel und Swjatoslaw Richter – immer noch zu Unrecht im Schatten seines wenig gelehrigen Schülers Beethoven stehen sieht. Als Kontrast wählt er lieber Mozart, den Bewunderer Haydns, der mit sehr ähnlichen Stilmitteln eine ganz andere musikalische Sprache geschaffen habe. Um diesen Unterschied geht es Schiff, er verdeutlicht ihn an nicht weniger als sechs Werken der beiden Klassiker, wobei Haydn – eine raffinierte Volte – vor allem als gewitzter Experimentator erscheint, Mozart hingegen als ein nervöser Melancholiker, bei dem «das eine Auge lächelt, das andere weint».

Subtile Botschaft

Nach der Pause wechselt Schiff auch noch – die dritte Neuerung – den Flügel: von einem Bösendorfer zum Steinway, «vom Wiener Dialekt ins Hochdeutsche», wie er pointiert erläutert. Bei den Klassikern bleibt er trotzdem, und nach Haydns wilden f-Moll-Variationen und mehr als zwei Stunden «guter Musik» wäre das Mass eigentlich übererfüllt. Doch Schiff hat noch eine Überraschung parat: Nach dem düsteren Schluss bei Haydn könne nahtlos Beethovens «Appassionata» anschliessen, meint er, deutet deren Anfang an, will sich dann aber doch nicht in diese Abgründe begeben.

Stattdessen spielt er die späte E-Dur-Sonate op. 109 – hell, klangvoll und visionär ins Offene gerichtet. Die Botschaft ist eine subtile Rückkehr an den Anfang: Das Stück entstand parallel zur Arbeit an der Missa solemnis mit Beethovens eindringlicher «Bitte um inneren und äusseren Frieden». Und ja – auch diese Musik spendet Trost in finsterner Zeit.